Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 38 (1934-1935)

Heft: 23

Artikel: Der heilige Franz

Autor: Liebau, Irene

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-672143

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 26.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

sein Gesicht auf das Gesicht des toten Hundes zu pressen und ihn zu küssen und zu liebkosen. Sie war's, die aus ihm schrie: "Jo du! Jo du! — Du bist a Muatta g'west!" Sein Herz wollte ihm zerspringen, ein Strom von wildem Leid, von quälender Pein durchtobte es und erschütterte es dis auf den Grund. Ein vom himm= lischen Schmerze des Mitleids erfülltes Kind wand sich schluchzend auf dem Boden und weinte um die alte Spizin und weinte über ihr Kleines, das sich an seine Mutter drängte und sie anwinselte und Nahrung suchte an dem früher schon so spärlich fließenden und jezt gänzlich versiegten Quell.

"'s is aus, da kriegst nix mehr," sagte Provi, nahm das Hündhen in seine Hände, legte es an seine Wange und hauchte es an; es zitterte und winselte gar so kläglich. "Hunger hast, Hunger hast, no jo! no jo!" — Was ansangen mit dem anvertrauten Gut? "Verfluchter Rukstuck," wenn doch noch die Ziegen da wären! Er würde eine melken, er tät's, trot der schreckslichen Strafe, die drauf steht. Aber die Ziegen sind fort, und dis ihm jemand im Wegemachershaus einen Tropfen Wilch für einen Hundschenkt, da kann er lang' warten. "Ins Wasser dermit!" wird's heißen, sobald sie hören, daß die Spihin tot ist.

"Ins Wasser kummst," sagte er zum Hündschen, das etwas von dem guten Glauben der Mutter an ihn geerbt haben mußte, es schmiegte sich an seinen Hals, saugte an seinem Ohrläppschen und klagte ihm seinen Hunger mit Stöhnen und Wimmern.

"No jo! —" er wußte schon, nur wie helfen wußte er nicht. Was soll er ihm zu essen geben? Um zu vertragen, was er hinunterschlingt, dazu gehört ein andrer Magen, als so ein Kleines hat... Aber — jetzt kam ihm eine Einzgebung, jetzt wußte er auf einmal doch, wie zu helfen wäre. Aber — dieses Mittel konnte er nicht ergreisen — lieber verhungern. Der Entz

schluß saß eisenfest in seinem oberösterreichischen Dickschädel... Freilich dämmerte ihm eine Erstenntnis auf, von der er gestern keine Ahnung gehabt hatte — verhungern lassen ist noch etwas ganz andres als verhungern. Das Kleine gab das Saugen am Ohrläppchen auf; davon wurde es ja doch nicht satt. In stiller Verzweiflung schlossen sich seine kaum dem Lichte geöffneten Augen, und Provi fühlte es nur noch ganz leise zittern.

Gequält und schen blickte er zur toten Spitzin nieder. Ja, wenn das Junge leben soll, darf man ihm die Mutter nicht erschlagen.

"No, so kumm!" stieß er plötzlich hervor und sprang aus dem Stall in den Verschlag und schritt resolut vorwärts und dem Dorfe zu, biß die Zähne zusammen, daß sie knirschten, sah nicht rechts noch links und ging unaufhaltsam weiter.

Noch rührte sich nichts auf den Keldern, erst in der Nähe der Häuser fing es an, ein wenig lebendig zu werden. Ein schlaftrunkener Bäcker= junge schritt über die Straße zum Brunnen, der Anecht des Lohbauers spannte einen dicken Rotschimmel vor den Wagen. Aus dem Tor des Wirtshauses kam die alte Magd, von jeher Provis erklärte Feindin. Voll Mißtrauen be= obachtete sie sein Herannahen, erhob die Faust und befahl ihm, sich zu packen. Ihn störte das nicht, er ging an ihr vorbei wie einer, der mit dem Ropf durch die Wand will. Finster und entschlossen, das Kinn auf die Bruft gepreßt, trat er durch die offene Küchentür. Die Wirtin, die am Herde stand, wendete sich . . . "Grad zum fürchten" sah der Bub aus, und seine Stimme flang so rauh und hatte etwas so Schmerzhaf= tes, als ob ihr Ton die Kehle zerrisse, durch die er gepreßt wurde:

"Schoberwirtin, Frau Schoberwirtin, i bitt' um a Müalch."

Das war die Wendung in einem Menschen= herzen und in einem Menschenschicksal.

Der heilige Franz.

Heimweg, in sommerschwüler Nacht Vom Meer her. O wie schön das war! Die Sterne glänzten auf dem Strand Wie goldnes Muttergotteshaar. Heimweg, durch hohe Palmenreih'n. Ich höre Stimmen laut und bunt. Ein Menschenauslaus! Was mag sein? Im Straßengraben liegt — ein Hund. "Rührt ihn nicht an!" die Menge spricht, "Der Klügste, wer ihn liegen läßt! Er hat den Tod auf dem Gesicht. Vergistet? oder gar — die Pest?" Es gehen pseisend zwei vorbei. "Ein Hund nur!" hallt es dann zurück. "Des Hundes wegen solch Geschrei! Als geh's um Gut und Menschenglück!" "Vielleicht daß er zu retten ist, Ein bißchen Oel, ein Lager warm." — Wer bist du Bruder, Freund und Christ, Oer so spricht, der den Hund im Arm Enteilt der Menge? Hoch und hehr Umflicht von Sternen ihn ein Kranz. Und Engel singen überm Meer: O Liebesmacht des heil'gen Franz!"

Frene Liebau.

Mensch und Raubtier.

Einiges über moderne Raubtierdreffur. Von A. Niftler.

Ständig bereift ein Heer von Agenten die Welt, um Seltenheiten und Abnormitäten der Tierwelt, befonders aber Raubtiere aus aller Herren Länder zu erwerben oder die in Freiheit lebenden Tiere einzufangen, um sie sodann für die Oressur brauchbar zu machen. Gestüht auf Erfahrungen wird jeht das Fangen und Dressieren von Raubtieren in einer Weise vorgenommen, welche die Tiere unverleht der Oressur zusführt. Bei dem modernen Kaubtiersang ist von Roheit und Gewaltanwendung nichts mehr zussinden. Die Fanggrube gilt heute als veraltet, da die gefangenen Tiere sich beim Sturze verslehen und als Fangbeute wertlos werden können.

Die Großkatze wird durch lebende Köder, gewöhnlich Ziegen oder Schafe, die sich durch ihr Blöcken weithin bemerkbar machen, in eine ziemelich komplizierte käfigartige Falle gelockt, deren schwere Falltüre sich nach Art einer Mausefalle schließt, ohne indessen so tief auf den Erdboden zu reichen, daß sie den Schwanz des gefangenen Tieres zerschmettern könnte. Die Gatter des Fangkäfigs werden aus starken Stämmen weichen Holzes erbaut, damit das gefangene Tier sich bei seinen mit außerordentlicher Heftigkeit einsehenden Befreiungsversuchen Pranken und Gebiß nicht beschädigen kann.

Nachdem das gefangene Tier an seinen Be= stimmungsort verbracht worden ist, braucht es nach all den Strapazen und Aufregungen der Gefangennahme und Reise besondere Schonung und Wartung. Es wurde mir versichert, daß in Freiheit gefangene Raubtiere für die Dresfur eher geeignet seien als in der Gefangenschaft geborene, da lettere, an den Menschen gewöhnt, weniger Furcht und Respekt vor ihm haben. Der Räfig bleibt zunächst der Besichtigung durch das Publikum entzogen und ist so angelegt, daß das Tier einen Verschlag hat, den es nach Belieben als Schlupfwinkel aufsuchen kann. Vom ersten Tage an setzt auch schon die Arbeit des Tierlehrers ein, der oft tage= und nächtelang vor dem Käfig zubringt, um die Gewohnheiten des Tieres zu studieren und sich ihm durch freundliches Ansprechen und Verabfolgung der Nahrung vertraut zu machen. Ruhe und regel=mäßige Nahrungsaufnahme müssen das Tier bei Kraft erhalten.

Sobald sich dieses einigermaßen an seine neue Umgebung gewöhnt hat, wird es in den Dressurkäfig gebracht. Will es den Käsig nicht verslassen, so muß es durch Vorhalten von Fleisch und durch Zureden gelockt, darf aber niemals durch Schläge oder Schüsse gewaltsam heraussgetrieben werden. Oftmals gehört die Geduld vieler Stunden, ja von Tagen dazu, um das Tier zu diesem Gang in den Dressurkäfig zu bewegen. Und diesen Kaum muß es mit völliger Ruhe und mit Vertrauen betreten, wenn nicht alle Aussichten auf Dressurfähigkeit verloren gehen sollen.

Von Dressurversuchen selbst ist zunächst noch keine Rede. Der Tierlehrer beschränkt sich dar= auf, Angriffe gegen seine Person abzuwehren. Sonst aber läßt er dem Tiere volle Bewegungs= freiheit. Welche Unerschrockenheit zur Raubtier= dressur gehört, das läßt sich mit Worten nicht schildern. Denn der Tierlehrer hat nur eine höl= zerne Stange, eine eiserne Gabel mit kurzen stumpfen Zinken und einen Revolver mit Plat= patronen bei sich. Scharfe Patronen werden nicht verwendet. Der Tierlehrer betritt ja den Räfig nicht, um eine Raubtierjagd zu veranstal= ten, sondern um das Vertrauen des Tieres zu gewinnen. Schreckschuß und Veitsche sollen nur im Notfall angewandt werden. Die Peitsche soll das Raubtier wohl respektieren, aber nicht fürch= ten. Ein leichter, nicht schmerzhafter Peitschen= schlag, das sogenannte "Touchieren", ist weniger ein Zuchtmittel als vielmehr das Signal "Achtung". Sind auch unter den Raubtieren auß= gesprochene "Verbrechernaturen" ebenso selten wie beim Hund oder Pferd, so verliert doch das Raubtier nie seinen Instinkt. Der Tierlehrer mag in jahrelanger Arbeit die engste Freund= schaft mit einem Raubtier geschlossen haben, eines Tages wird vielleicht gerade dieses Tier